

Stellenlos

Autor(en): **Parmil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. FEBRUAR 1937

23. JAHRGANG + Nr. 3

Stellenlos

Die heutige Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur befasst sich Tag für Tag mit dem Problem der Stellen- und Arbeitslosigkeit, das wie ein Alpdruck die Menschheit beängstigt. Es ist in der Tat für jeden Menschen eine tragische Erfahrung, so viele Lebensgenossen neben sich zu sehen, die das Notwendige zum irdischen Fortkommen nicht verdienen können. Noch mehr schmerzt es in der Seele, wenn man als verantwortlicher Leiter eines Betriebes jeden Tag Arbeitsuchende mit dem gleichen entmutigenden Nein verabschieden muss, da eben im Unternehmen keine Stelle frei ist.

So kam das Problem auch in der „Schweizer Schule“ zur Besprechung, denn heute ist in allen Kantonen eine mehr oder weniger grosse Zahl der Lehrer ohne Anstellung und ohne Beschäftigung. In Nr. 24 1936, Seite 1140, beziehen sich zwei Berichte aus dem gleichen Kanton St. Gallen auf den Ueberfluss an Lehrkräften. Der eine der beiden Einsender schreibt: „Bekanntlich warten noch viele Sekundarlehrer, die in den letzten Jahren das Lehrpatent erhielten, auf eine öffentliche Anstellung. Der jährliche Bedarf an Lehrkräften ist gegenwärtig gar nicht gross. Und nun liest man in einem amtlichen «Mitgeteilt», dass diesen Herbst aus der technischen Abteilung der Kantonsschule 4 und aus dem Gymnasium 8, also zusammen 12, neu in die Sekundarlehreramtsschule übertreten! Für Primarlehrer hat man Massnahmen getroffen (weniger Aufnahmen ins Seminar und strengere Bedingungen an auswärts studierende Lehramtskandidaten), um einem Ueberfluss soviel wie möglich zu begegnen. Wären ähnliche Vorkehrungen gegenüber einem Ueberfluss von Sekundarlehrern nicht angezeigt?“ Der zweite Einsender macht auf den Ueberfluss an Lehrkräften für die Primarschule aufmerksam und befürchtet trotz beschränkter Aufnahme ins Seminar und trotz erschwerten Bestimmungen gegenüber auswärts gebildeten Kandidaten ein Ueberangebot an Lehrkräften für längere Zeit.

Das Ueberangebot rührt offenbar von der bereits vorhandenen Ueberzahl an patentierten Anwärtern her. Tatsächlich melden sich an freie Stellen bis über 40 Bewerber. Wie peinlich die Lage sein muss für diejenigen, die weiter zu warten haben, begreift jeder. Sie verlieren dabei sowohl die Berufsfreude wie die Berufstüchtigkeit. Ihre Lage ist umso schwerer, da sie die herkömmliche einseitige Lehrerbildung zu Umstellungen nicht befähigt. Sie spüren die ganze verhängnisvolle Richtigkeit der Worte, mit welchen die Deutschen bereits vor der Diktatur die alte Lehrerbildung als „Abseitsbildung“ und als „Bildungssackgasse“ brandmarkten. Mit Ausnahme von Basel, Zürich und Genf und dem freien Lehrerseminar von Zug haben eben alle unsere Kantone den alten Bildungstypus behalten. Und dieser öffnet die Türe nur zum Lehrauftrag.

Die Ueberzahl an Lehrern aber ist die Wirkung eines Formfehlers unseres Bildungssystems. Das eigene Bekenntnis von Berufsleuten hat uns darauf aufmerksam gemacht. „Vierzig Prozent der Lehrer sollten nicht Lehrer sein“, so wurde von Fachkennern gesagt. An der Wahrheit dieser Behauptung kann man kaum zweifeln, wenn man bedenkt, dass Bildung und Prüfungen an Mängeln leiden, die ihre Ergebnisse unvollständig lassen oder sogar verfälschen. Unberufene kommen durch, wie man sagt, und erreichen das Ziel. Ihre Zahl soll also bis 40 Prozent der Gesamtheit darstellen. Tatsächlich sind bis anhin Bildung und Prüfungen vielfach an drei Hauptfaktoren der Berufung

vorbeigegangen: an der berufsethischen Einstellung der Kandidaten, an ihrem persönlichen Charakter und an ihrer pädagogischen Eignung. Am Berufsideal fehlt es in Wahrheit vielen. Das bezeugt am besten die Antwort, die von zahlreichen Kandidaten auf die Frage gegeben wird, warum sie sich zu diesem Beruf entschlossen haben. Die Untersuchung ist schon an mehreren Bildungsstätten gemacht worden und die Verschweigung der Namen hat zum Glück offene Geständnisse bewirkt. Der Gelderwerb, der gute Gehalt und die Sicherung für das Alter sind vielen Kandidaten sozusagen einziger Beweggrund. Dass jeder junge Mensch sich bestrebt, seine Zukunft zu sichern, daran ist wohl nichts zu rügen; aber, dass Anwärter des Erziehungsamtes die materiellen Vorteile auf die erste Linie setzen, das ist bedauerlich. Die wahre Gesinnung erforderte doch vor allem die Liebe zur Jugend und den Willen zur Hingabe für sie.

Der Inspektor der Pariser Primarschulen, Poitral, der zwar nicht auf dem Boden unserer Prinzipien steht, schreibt in seinem «Pédagogie pratique»: „Votre premier souci est-il l'argent, et votre règle le moindre effort? Cherchez une autre profession. Mais avez-vous l'amour des enfants et de l'étude, votre opinion est-elle que le but essentiel de la vie n'est pas la richesse et ses vanités et que le bonheur tient avant tout à des occupations qu'on aime, à une œuvre qui vous prend tout entier et dont on sent la grandeur, n'hésitez pas, faites-vous instituteur.“

Die ethische Berufsgesinnung wäre also ein erstes Mittel, um eine einschränkende und wohlthuende Auslese zu üben.

Aber auch den Charakter der Lehranwärter hat man zu wenig in Betracht gezogen. Hans Rhyh schreibt in seinem Büchlein: «Leistet die Schule, was man von ihr verlangen muss» scharfe, aber doch nicht unwahre Worte: „Heute kann ein eigenütziger, gewissenloser, ja gemeiner Mensch, wenn er über die nötigen Verstandeskräfte verfügt, ohne weiteres die Prüfungen zur Erlangung des Lehrausweises für Mittelschulen bestehen. Ein Zustand, der

unhaltbar ist. Die Lehrerbildungsanstalten aller Stufen müssen den Zugang zum Beruf des Erziehers für ungeeignete Menschen sperren. Die wirksamsten Mittel sind zu suchen. Auf jeden Fall muss in den Seminarien eine strengere Charakterauslese erfolgen“. Dass sich diese Worte nicht bloss auf die Lehranwärter der Mittelschule beziehen, ist klar. Wie viele Kandidaten des Erzieherberufes müssten aber bei einer bedeutenderen Einschätzung der Charaktereigenschaften ausgeschieden werden! Eine solche Auslese kann selbstverständlich nicht durch Prüfungen geschehen; sie ist Sache einer langen, geduldigen und unparteiischen Beobachtung.

Auch die eigentliche pädagogische Eignung wurde in der Vergangenheit zu wenig in Anschlag gebracht. Die theoretische Ausbildung wurde überschätzt und kam in den Prüfungen vorwiegend zur Geltung. Darin liegt also wiederum ein Grund, weshalb man von Lehrern reden kann, die nicht Lehrer sein sollten. Neuerdings hat man sich an den zuständigen Instanzen eines Besseren besonnen. Man will sich nicht mehr mit den Lehrproben der Uebungsschule begnügen; Vikariate von zwei oder mehr Wochen sollen den Kandidaten in die Lehrpraxis einführen und seine erzieherischen Fähigkeiten erweisen. In einigen Kantonen erfolgt die definitive Wählbarkeit erst nach dem ersten oder zweiten Schullehrjahr. Vorausgesetzt, dass die Erprobung der Lehrfähigkeit von bewährten Schulmeistern festgestellt wird und dass die Behörden vorurteilsfrei zum Entscheid dieser Fachleute stehen, ist von der neuen Einstellung ein bedeutender Fortschritt zu erwarten. Die Massnahmen werden sich von selbst zu einer Einschränkung der Anmeldungen ins Seminar und zu einer schärferen Auswahl während des Bildungsganges auswirken.

Die Auslese der Berufenen ist unbestreitbar das Hauptmittel, um der Ueberzahl zu steuern. Dieses Mittel ergibt sich aus dem

Ziel und dem Wesen der Sache selbst. Alle andern von aussen und gewissermassen diktatorisch aufgezwungenen Gebundenheiten sind eines freiheitlichen Volkes unwürdig. Man kann nur staunen, dass in einem Lande wie die Schweiz, wo der Freiheitsgedanke seit Jahrhunderten in den Seelen und im Boden verwurzelt ist, heute nicht bloss auf wirtschaftlichem, sondern sogar auf kulturellem Gebiete, soviel von autoritären Schranken gesprochen werden kann. Was aber noch mehr erstaunt, das ist die Tatsache, dass eine solche Sprache von denjenigen geführt wird, die sich um die Ehre bewerben, die Fackel des Freisinns durch das zwanzigste Jahrhundert zu tragen. Eine der ersten Freiheiten und eines der wichtigsten persönlichen Rechte ist doch die freie Berufswahl. Den wahrhaftig Berufenen soll die Bahn offen stehen. Die Einsetzung einer geschlossenen Zahl an der Aufnahmeprüfung setzt aber der Gefahr aus, dass Berufene abgestossen und Nichtberufene, dank zufälligen Glücksumständen, angenommen werden. Eigentlich massgebend für die Aufnahme ins Seminar kann nur die langjährige und gewissenhafte Beobachtung durch die Sekundar- und Bezirkslehrer sein. Neben dem Abschlusszeugnis wären also von ihnen zur Aufnahme ins Seminar ausführliche Erklärungen über die berufsethische Gesinnung, die Charakterbeschaffenheit und die Anlagen zu pädagogischer Betätigung der Kandidaten zu fordern. Auf der gleichen Linie wie die freie Berufswahl steht die Freiheit, sich zum Berufe gemäss seiner innersten Gesinnung ausbilden zu lassen. Dieses Recht ist eigentlich in allen unseren Verfassungen verbürgt. Die konfessionellen Seminarien verkörpern dieses Recht und diese Freiheit. Mit der grundlegenden Gesinnungs- und Weltanschauungsfreiheit und ihren praktischen Folgerungen stehen aber die verschärften Prüfungsbedingungen für die „auswärts gebildeten Kandidaten“ nicht im logischen Zusammen-

hang. Nicht weil der Schüler in einem freien katholischen oder in einem freien evangelischen Seminar erzogen wurde, ist seine Berufung zum Lehramt zweifelhafter, wie auch seine staatsbürgerliche Einstellung deshalb keineswegs ungewisser ist; denn weder der Katholizismus noch der positive Protestantismus dringen weniger auf Berufsideal und Berufsertüchtigung, auf vaterländische Liebe und Treue, als die staatlichen, von der herrschenden Partei beeinflussten Seminarien. Die wahre Freiheit erforderte also die Gleichberechtigung auf Grund einer gleich strengen Auslese nach Wissen, Charakter und pädagogischer Fähigkeit. Massgebend sollte auch hier nicht allein eine von Zufällen abhängige, vorwiegend auf Wissen gerichtete Prüfung sein, sondern hauptsächlich das Erfahrungsergebnis der Bildner des Schülers. In unserem Lande der überbrückten Sprach- und Kulturverschiedenheit sollte eine auf gegenseitiger Achtung und Vertrauen beruhende Verständigung möglich sein.

Nicht die Freiheit der Berufswahl und der weltanschauungsgemässen Erziehung ist zu beschränken, das wird doch jede vorurteilsfreie Vernunft zugeben, sondern eine strenge Auslese ist zu üben. Wir sind der festen Ueberzeugung, dass die praktische Inkraftsetzung dieses Prinzips 20—30 % der Real- und Bezirksschüler vom Gedanken an die Anmeldung fernhalten würde, dass anderseits von den Aufgenommenen 30—40 % während des Bildungsganges ausgeschaltet würden, so dass nicht mehr als ein Durchschnitt von 40 % zum Ziele gelangen könnte, denn die Zahl der Berufenen ist nicht so gross. Aber dank eingetretener Gewohnheiten sind weit mehr Schüler mit dem Patent beschenkt worden als eigentlich berufen waren. Die Leichtigkeit, mit der in unserem Lande die Diplome erworben werden, ist auffallend. Sie kann aber der Wirkungskraft und dem Ansehen unseres Schulwesens nur schaden. Die Be-

weise sind bereits vorhanden, dass im Auslande, wo doch unsere Technik und unsere Industrie den Ruf der besten Qualitätsleistungen geniessen, mehrere unserer Bildungsausweise an Geltung eingebüsst haben. Zu verwundern ist das nicht, wenn man weiss, dass an gewissen Prüfungen 95 % unserer Schüler Erfolg haben, während anderswo über 50 % der Prüflinge leer ausgehen. Man entgegnet wohl, dass unsere Lehranstalten die Unfähigen im Laufe des Bildungsganges abtosseln. In Wirklichkeit zeigt es sich, dass die minderbegabten Schüler von einer Lehranstalt zur andern wandern und immer wieder offene Türen finden. Vielleicht sollten wir eher zugestehen, dass uns die Demokratie an eine Gleichmachung gewöhnt hat, die sich im Namen einer romantischen Humanität über die Unterschiede an Begabung und Eignung hinwegsetzt. Nach richtiger Einsicht aber erforderte die Demokratie mehr als jede andere Staatsform, dass politisch und sozial, besonders aber im Erziehungsbereiche, die Besten zu Führern des Volkes und vor allem der Jugend auserwählt würden.

Die strenge Auslese nach Gesichtspunkten, die sich aus dem Ziele und aus dem Wesen der Erzieheraufgabe ergeben, hätte „von innen heraus“ einen bedeutenden Abbau an der Zahl der Lehranwärter zur Folge; daneben könnten auch „von aussen her“ und ohne Beeinträchtigung der Gerechtigkeit und der Freiheit Massnahmen getroffen werden, welche die bereits vorhandene Ueberzahl herabsetzen würden. Es wäre damit nicht bloss dem Interesse der Stellenlosen, sondern dem allgemeinen Wohle gedient. Zwar ginge es nicht ohne Opfer, und es ist uns nicht unbekannt, dass gewisse Männer aus führenden Kreisen behaupten, es seien Volk und Staat an der Grenze der Opferfähigkeit angelangt. In Wirklichkeit bemisst sich die Opferwilligkeit eines Volkes an seinen Ueberzeugungen. Man hat letzten Herbst, mit mehr oder we-

niger Vertrauen, das Schweizervolk in seiner Opferbereitschaft erprobt, und man wurde vom Ergebnis gewaltig überrascht. Vielleicht verkennt man den Edelmut der Gemeinschaft nur deswegen, weil man beständig materielle Interessen verhandelt, die keine ideale Gemütsbewegung wecken und meistens auch nur irgend einen Individual- oder Kollektivegoismus befriedigen. Stellen wir einmal die Wertleiter wieder richtig auf, zeigen wir dem Volke die oberen Stufen des Wahren, Guten und Schönen und man darf wohl erwarten, dass in unserem Lande der gesunden Vernunft die geistig-moralischen Kulturgüter doch noch die höchste Schätzung gewinnen könnten. Wenn wir aber von geistig-moralischen Kulturgütern reden, so ist darin neben der Religion und der Familie zuerst die Schule inbegriffen.

Es ist von Ueberschulung geschrieben worden. Wir glauben nicht an dieses Uebel. Nach unserer Ansicht ist jede Schule ein Herd der allgemeinen Volkskultur. An solchen Herden haben wir nicht zu viel, sondern eher zu wenig. Es sei zugegeben, dass wir Mittel- und Hochschulen in Ueberfülle haben, dass ihre Türen der Schülerschaft zu breit offen stehen, dass ihre Diplome zu leicht erworben werden und dass sie schlussendlich durch ihre abgeschwächten Forderungen das akademische Proletariat vermehren. Privilegierte des Standes oder der Bildung, wenn sie sich nicht dem Dienste der Gemeinschaft widmen wollen oder können, werden gewöhnlich zum fressenden Geschwür am Volkskörper. Aber die Hebung und Förderung der Volksbildung selber ist heute noch eine Notwendigkeit. Sie ist durch die modernen Lebensverhältnisse direkt angezeigt.

Die Fortschritte der Technik haben die Menschen von der Arbeit in beträchtlichem Masse entlastet und ihre Freizeit verlängert. Wirtschaftlich ist daraus das Problem der Verdienstmöglichkeit erwachsen. Unlösbar ist es nicht; es genügt, dass man endlich

dazu gelange, den Menschen nicht mit der Maschine zu vergleichen, sondern das mit Geist Begabte vom Geistlosen zu unterscheiden, den Arbeiter, der ein Stück Seele wie ein Stück Leib in sein tägliches Werk legt, vernünftig zu belohnen und den Ertrag des Kapitals nach der Produktionsmoral herabzusetzen. Psychologisch und in sich aber ist die Arbeitsentlastung und Freizeitverlängerung eine Wohltat. Damit ist den Arbeitern die Möglichkeit gegeben, sich auch als freie Menschen zu entfalten. Das setzt aber voraus, dass sie zu dem höheren Genuss des Wahren, Guten und Schönen erzogen werden. Es muss ihnen eine Erziehung zuteil werden, die sie, wenn wir so sagen dürfen, „humanisiert“. Diese Erziehung und „Humanisierung“ kann ihnen nur die Schule geben. Die Wahrheit verlangt das Geständnis, dass in dieser Hinsicht die Führung des Volkes den zeitgemässen Forderungen noch nicht gerecht worden ist. Die Maschinenteknik und die Umwälzung der Lebensbedingungen hat die Geister überrascht; von den wirtschaftlichen Folgen hat man sich bedrängen lassen; der Verwendung der verlängerten Freizeit hat man zugeschaut. Darum machte bereits im Jahre 1924 Hellpach die Bemerkung: Die moderne Zivilisation ist auf drei Säulen aufgebaut: Technik, Gelderwerb und Sportbetrieb. Wenn nicht höhere Ziele und Bestrebungen die Menschheit erfassen, wird sie in ein rein materialistisches und sogar animales Dasein versinken. Die Richtigkeit dieses Gedankens ist für uns keine Vorahnung mehr. Der Gefahr einer noch weiteren Verallgemeinerung des Uebels kann mit der Religion nur die Schule vorbeugen, indem sie die Menschen wieder zum Kult des Wahren, Guten und Schönen führt und sie an seelische Freuden gewöhnt. Also nicht an Ueberschulung, sondern an Unterernährung des Geistes leiden wir.

Im Zusammenhang mit dieser ersten Feststellung glauben wir, dass eher an eine

Verlängerung der schulpflichtigen Zeit gedacht werden sollte. Zur „Humanisierung“ der Volksjugend braucht es Jahre. Ein Bericht des internationalen Erziehungsbureaus in Genf (Veröffentlichungen des Jahres 1934) befasst sich eingehend mit diesem Problem. Aus den Antworten von 47 Ländern ersehen wir klar, dass das allgemeine Bestreben auf eine Verlängerung der obligatorischen Schulzeit gerichtet ist. Die Begründungen sind verschieden. Meistens wird ein wirtschaftlich-sozialer Vorteil hervorgehoben: der Arbeitsmarkt würde damit gewissermassen entlastet und die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen vermindert. Oesterreich macht darauf aufmerksam, dass die physiologische und geistige Entwicklung des 13. und 14. Lebensjahres der Einführung des Jugendlichen in die Berufstätigkeit nicht günstig sei. Uns scheint aber folgender Grund treffend: dass durch die verlängerte Schulzeit der Ueberwucherung der technischen und materiellen Lebensfaktoren Halt geboten werden könnte. In der Uebersichtstabelle des erwähnten Berichtes sind die meisten Länder mit einem Schulobligatorium von 8 Jahren angeführt; mehrere haben es jedoch bereits auf 9 Jahre ausgedehnt; vereinzelt sind bis zu 10 Jahren vorgerückt. Auf Seite 178 erfährt man, dass in der Schweiz nur 3 Kantone: Bern, Freiburg (Knaben) und Waadt, die 9jährige Schulpflicht kennen; dass die meisten 8 Jahre fordern, dass aber einige noch bei 7 Jahren geblieben sind. Frankreich hat vor kurzem sein Obligatorium von 7 Jahren auf 8 verlängert. Durch die Neuerung wurden 2 800 neue Lehrstellen geschaffen; das Volk bringt das Opfer. Es ist immer noch etwas Ehrenvolles, dass ein Volk und ein Staat sich nicht bloss um Strassen und Bahnen, um Pferde- und Viehzucht, um Waffen und Festungen, sondern auch um die Hebung des allgemeinen „Kulturstandards“ kümmern. Dass auch unser Volk einer solchen Einsicht und eines sol-

chen Willens fähig sei, daran ist wohl kaum zu zweifeln. Nach unserer Ansicht dürften wir als das Land der qualitativen Bestrebungen überall die neunjährige Schulpflicht einführen.

Damit meinen wir aber keineswegs die Verlängerung der Primarschule. Sechs Jahre genügen für die Elementarschulung, und man darf sich wohl fragen, ob der Aufbau mit 4- oder 5jähriger Grundschule und darauf folgender Sekundar- oder Realschule nicht vorteilhafter sei. Auf alle Fälle scheint die sozial-politische Entwicklung die Forderung aufzudrängen, dass die Realschule allgemein obligatorisch werde. Rein menschlich gesprochen gehört es, in unserem Lande der Sprach- und Kulturverschiedenheit, zum unerlässlichen Bildungsbestand, dass die einen gewissermassen in die Denk- und Ausdrucksart der andern eingeführt werden, auf dass die gegenseitige Einfühlung und Grosszügigkeit gesichert bleibe. In Gewerbe, Handel und Verkehr ist es bei unseren engen u. doch vielgestaltigen Raumverhältnissen der Jugend nicht mehr möglich, ohne die Kenntnisse, welche die Realschule vermittelt, durchzukommen. Aber wir glauben sogar behaupten zu dürfen, dass die industrielle Entwicklung auch vom einfachsten Arbeiter, wenn er nicht verkümmern will, die Realschulung fordern wird. Wir sind auf dem Gebiete der Industrie bei der Phase der Rationalisierung angelangt. Diese neue Arbeitsmethode soll bei verminderter Arbeitszeit, erhöhten Löhnen und sozialen Fürsorgegarantien zu Gunsten der Arbeiter doch den notwendigen Gewinn ermöglichen, auf dass der Betrieb sich erhalte und sich erneuere. Den Geschäftsführern bleibt nur das eine übrig, dass sie sich die Mit Hilfe der tüchtigen, „qualifizierten“ Arbeiter sichern. Sie pflegen auch Auslese. Bei dieser Auslese werden die nur mit einem Mindestmass von Schulung Versehenen ausscheiden. Die Erfahrung ist bereits in verschiedenen

Industrien gemacht worden, dass mit qualifizierten Arbeitern die Produktion um 20% gestiegen ist. Den technischen Vorarbeitern ist es wohl bekannt, dass die gute Schulung das Anlernen der Neuangestellten bedeutend erleichtert. An dieser Wahrheit wird übrigens nicht zu rütteln sein, dass die Schule den Geist beweglich und aufnahmefähig gestaltet. Der Schlusssatz enthält also nichts Gewagtes: es sei die Realschule eine allgemeine Notwendigkeit für alle Jugendlichen, und sie sollte deshalb auch für alle obligatorisch erklärt werden.

Um aber jeder Schulung die volle Wirksamkeit zu sichern, ist es unbedingt erforderlich, dass die Schülerzahl, die einem Lehrer anvertraut wird, nicht zu gross sei. Der französische Unterrichtsminister hat vor kurzem verfügt, dass Klassen von mehr als 35 Schülern geteilt werden müssen. In der gleichen Gedankenlinie dürfte man wohl auch wünschen, dass ein Lehrer in mehreren Klassen nicht über 50 Schüler zu betreuen habe. Nun aber haben wir in unserem Lande, wo wir doch alles erstklassig gestaltet sehen möchten, noch Schülerzahlen von 70 und darüber bei einem einzigen Lehrer. Gesamtschulen mit ebenso hoher Zahl, also sechs Klassen von durchschnittlich 12 Kindern, obliegen der Sorge eines Mannes. Wie ist da noch gründliche Arbeit möglich? Und wir müssen solches zu einer Zeit feststellen, da in allen pädagogischen Werken und Schriften die Individualitätserfassung betont wird! Wahrhaftig, Staat und Volk schulden der Jugend etwas Besseres! Wo die Gemeinde der geeigneteren Organisation nicht genügt, ist die staatliche Hilfe unerlässlich. Solche Unterstützungen sollten doch auf dem Budget die ersten sein. Nicht bloss die quantitative Verlängerung der Schuljahre, sondern auch die qualitative Gestaltung des Schulwesens ist eine unbedingte Forderung der Zeit. Uns Schweizern kann es nur zur grössten Ehre gereichen, wenn wir

in diesen Bemühungen den andern Ländern und Völkern vorangehen.

Die Krise hat ihr Gutes. Wirtschaftlich und kulturell lenkt sie uns zur Auslese, zum Streben nach Qualität. Qualität der Menschen, Qualität der Methoden, Qualität der Ware: damit müssen wir die neue Zukunft aufbauen. Früher, im Ausland, wenn von schweizerischen Erzeugnissen oder kurzum von Schweizern die Rede war, hörte man gewöhnlich die Beiwörter „fein und ausgezeichnet und erstklassig“ und jeder von uns, der solche Aussagen hörte, war stolz. Wir haben den Ruf, das Land der Qualität zu sein. Wir müssen ihn wahren, in jeder Be-

ziehung. Und unter den nationalen Kulturwerten ist die Schule der erste. Sie wollen wir vor allem erstklassig bilden in den Menschen, die sie leiten, in den Formen, die sie gestalten, in den Methoden, die sie zum festen Fundament einer besseren Zukunft schaffen. Als gleichzeitige Folge dieser Bemühungen können wir dem Uebel der Ueberzahl an Lehrkräften in der Gegenwart und für die kommenden Jahre abhelfen.*

Parmil.

* Wir machen unsere Leser auf die in Nr. 23/1936 unserer „Sch. Sch.“ besprochene programmatische Schrift Parmils: „Gedanken zur Frage der Lehrerbildung“ aufmerksam. (Für Fr. 1.— vom Freien kath. Lehrerseminar Zug zu beziehen.) Red.

Die nationaltypische Verschiedenheit des Bildungsdenkens und der Bildungswirklichkeit*

Wenn der Charakter eines Volkes mit aller wünschenswerten wissenschaftlichen Zuverlässigkeit erforscht und dargestellt ist, kann der Pädagoge versuchen, dessen Auswirkung im Gebiet des Pädagogischen nachzuweisen. Dieser Nachweis aber ist nicht leicht. Wie die Erziehung und sogar die Selbsterziehung des einzelnen Menschen nicht immer seiner Eigenart gerecht wird und unter Umständen sogar zu seiner Unterdrückung führt, so kann auch die Pädagogik eines ganzen Volkes ein Ziel verfolgen, das der völkischen Eigenart nicht entspricht. Volkscharakter als Ursprung und Hintergrund der Pädagogik stimmt nicht immer überein mit dem Volkscharakter als Ergebnis der Erziehung. Für die deutsche Pädagogik ist die Lösung des uns hier beschäftigenden Problems besonders kompliziert. Einmal deshalb, weil es für den Deutschen schwieriger ist als für andere Völker, die angeborene nationale Eigenart klar herauszuarbeiten. „Während der Typus des Engländers, des Franzosen und vieler anderer Völker ziemlich klar umrissene Züge aufweist,

ist der Typus des Deutschen weit schwerer zu fassen und vor allem bei den Deutschen selbst ein leidenschaftlich diskutiertes Problem⁶.“ Dazu kommt zweitens, dass die bewusste Tendenz zur nationalen Erziehung in Deutschland wenig älter als 100 Jahre ist und dass auch die unbewussten nationalen Eigentümlichkeiten in der Erziehung der früheren Jahrhunderte sich wenig ausprägen⁷. Das deutsche Bildungsbemühen der Vergangenheit war meistens übernational, nicht selten geradezu antinational.

So sehr wir überzeugt sind, dass sich die typische Eigenart des Deutschen in seiner Pädagogik ausprägt, so vorsichtig müssen die speziellen Zurückführungen vorgenommen werden. Richard Müller-Freienfels in seiner mehrfach angezogenen Arbeit nimmt nur einige wenige vor. 1. Aus der Tatsache, dass der Deutsche als Material der Erziehung ein so ganz anderer Typus ist als der Deutsche als Produkt der Erziehung, erklärt sich zum Teil die grosse Bedeutung, die gerade in Deutschland immer

* Siehe Nr. 1.

⁶ J. Z. E. Jg. 1933/34 S. 18.

⁷ Ebr. S. 20.